

Lilli Beck

Glück
und Glas
Roman

GRATIS
Leseprobe



blanvalet

A portrait of Lilli Beck, a woman with long, wavy, light-colored hair, smiling warmly. She is wearing a dark, possibly black, top with a ruffled neckline. The background is dark, making her face and hair stand out.

© Susie Knoll

Leben lässt sich nur rückwärts
betrachtet verstehen,
muss aber vorwärts gelebt werden.

Søren Kierkegaard

Lilli Beck wurde 1950 in Weiden/Oberpfalz geboren und lebt seit vielen Jahren in München. Nach der Schulzeit begann sie eine Ausbildung zur Großhandelskauffrau. 1968 zog sie nach München, wo sie von einer Modelagentin in der damaligen In-Disko *Blow up* entdeckt wurde. Das war der Beginn eines Lebens wie aus einem Hollywood-Film. Sie arbeitete zehn Jahre lang für Zeitschriften wie *Brigitte*, *Burda-Moden* und *TWEN*. Sie war Pirelli-Kühlerfigur und Covergirl auf der LP *Mit Pfefferminz bin ich dein Prinz* von Marius Müller-Westernhagen. *Glück und Glas* ist sowohl eine romanhafte Autobiografie als auch der Roman einer ganzen Generation.

1969

„See me, feel me, touch me ...“

Heiser klang die Stimme des Sängers durch den Flur, über dessen abgetretenes Parkett sich eine Linie achtlos verstreuter Kleidungsstücke zog. Ein buntes Blumenkleid schmiegte sich an eine konservativ geschnittene dunkle Popelinhose, metallisch-glänzende Plateauschuhe paarten sich mit klassischen schwarzen Schnürschuhen, zarte hellblaue Spitzenunterwäsche zierte ein schwarzes Batis-themd, über dem sich eine gestreifte Krawatte ringelte. Die Spur ungezügelter Begierde endete im Badezimmer, wo tropfende Kerzen auf Chianti-Flaschen ein sanftes Licht auf die weißen Kacheln warfen, sich der süßliche Duft von Sandelholz-Räucherstäbchen mit dem würzigen Aroma von Marihuana und der exotischen Note eines schweren Parfums vermischte. Wo leises Stöhnen von Leidenschaft zeugte.

„... touch me ...“

Glücklich seufzend lehnte sich Moon an seine Brust, zündete sich einen Joint an und inhalierte tief. „Ich liebe diesen Song von *The Who*“, flüsterte sie heiser beim Ausatmen des Rauchs. „Er war das Highlight in Woodstock ... Ich wollte, ich wäre dabei gewesen ...“

„Ich liebe es, dich zu berühren und in meinen Armen zu halten ...“ Sachte schob er mit der freien Hand eine rote Haarsträhne zur Seite und fuhr mit den Fingern entlang

der vollendet geschwungenen Halslinie hinunter zu ihren Brüsten. „Es will mir einfach nicht in den Kopf, wieso sich die schönste Frau der Welt mit einem Unwürdigen wie mir abgibt.“

Leise kichernd sah sie dem aufsteigenden Rauch nach. „Du bist stoned, *Unwürdiger*.“

„Das auch, aber viel mehr bin ich berauscht von meiner Liebe zu dir. Dem Glück, dir begegnet zu sein. Der Gewissheit, dass du mich auch liebst.“ Er zog an dem Joint, den sie ihm an die Lippen hielt. „Ich würde alles dafür geben, die Zeit anhalten zu können ...“, sagte er. „Zum Augenblicke dürft' ich sagen: *Verweile doch, du bist so schön* ...“

„Wie lieb von dir, wo du Patschuli-Schaumbäder gar nicht magst.“ Entrückt blickte sie den Rauchkringeln nach, die sich im Raum verflüchtigen.

„Glücklicherweise ist vorhin eine Menge von dem stinkenden Zeug über den Wannenrand geschwappt“, erwiderte er schelmisch.

Sie schmiegte sich in seine Arme, um sich einen Herzschlag später abrupt von ihm zu lösen, sich umzudrehen und ihn aus hellgrünen Augen anzufunkeln. „Was für eine schräge Idee! Würden wir für alle Ewigkeit in dieser Badewanne bleiben, wäre ich bald ein altes, schrumpeliges Weib. Ich würde keine Fotoaufträge mehr erhalten und wieder arm sein.“

„Nein, mein süßes, widerspenstiges Dummchen, du

würdest auf ewig so jung und überirdisch schön bleiben wie in diesem Augenblick. Aber das war nur ein Zitat aus dem *Faust* von Goethe ...“ Er packte sie lachend, zog sie an sich und küsste sie mit schmerzhaftem Begehren.

Machtlos gegen seine Zärtlichkeiten, nach denen sie sich in jeder Sekunde ohne ihn verzehrte, ließ sie die Marihuanazigarette über den Wannenrand fallen. Lautlos verlosch sie in der Wasserlache.

Als sie sich endlich voneinander gelöste hatten, sagte sie schmolend: „Ich bin kein Dummchen, obwohl ich weder studiert habe noch Goethe-Zitate kenne. Wenn überhaupt, bin ich eine *Widerspenstige*, woran ich aber völlig unschuldig bin. Es liegt nämlich an meinem Namen, genauer gesagt, an seiner Bedeutung.“ Sie griff über den Wannenrand zu dem Stuhl, auf dem eine Schachtel Gitanes und das Feuerzeug lagen. „Magst du auch?“

Kopfschüttelnd lehnte er die angebotene Zigarette ab. „Lass hören, meine süße esoterische Göttin, was dein Name mit deinem Charakter zu tun hat.“

„Nun bist du der Dumme“, trumpfte sie auf und küsste ihn flüchtig auf die glatt rasierte Wange.

„Von dir lass ich mich gerne aufklären, geliebte Lehrerin.“

Vergnügt blinzelte sie ihn an. „Das Dope macht dich albern. Also, pass auf: Marion besteht aus zwei Silben, Mar und Ion. Erstere geht zurück auf den Wortstamm Mare, das Meer, die zweite auf Ion, elektrisch geladene Teilchen. Also Wasser und Feuer, die ...“

„... die wohl die größten Gegensätze überhaupt“, unterbrach er sie. „Bis hierhin habe ich verstanden. Und weiter?“

„Ist doch logisch ...“ Sie zündete die Zigarette an. „Ich werde sozusagen von zwei Naturgewalten zerrissen, bin also eine Widerspenstige, in deren Natur es liegt, aufmüppig zu sein. Eine harte Bürde, kann ich dir verraten. Während meiner Schulzeit hatte ich unter dieser Eigenschaft reichlich zu leiden. Nicht zuletzt deshalb war ich so froh über die Änderung meines Vornamens in Moon.“

„*Nomen est omen*.“ Zärtlich blickte er ihr in die Augen. „Aber egal, ob Marion oder Moon, für mich bedeuten beide Namen unendliches Glück. Küsse aus dem siebten Himmel. Atemlose Leidenschaft. Verbunden mit dieser Wohnung, in der wir uns lieben. Wo wir Musik hören, bei Joints alle Probleme vergessen und von der Zukunft träumen, in der es nur dich und mich gibt.“

„Unsere Liebesinsel ohne Raum und Zeit“, ergänzte sie verträumt.

„Für immer und ewig.“ Er schlang erneut die Arme um sie, wiegte sie wie ein Kind, während sie ihre Zigarette genoss. „Ob wir auf dieser Liebesinsel auch etwas zu essen finden?“, fragte er nach einer Weile. „Das Dope macht mich jedes Mal hungrig.“

„Mich auch ...“ Sie löste sich aus seinen Armen. „Außerdem ist das Wasser längst kalt ...“

Eingehüllt in ein großes Handtuch saß sie wenig später in

der geräumigen Wohnküche an einem kleinen Bistrotisch. Eine weitere Zigarette zwischen den graziolen Fingern, beobachtete sie, wie er Brote bestrich, Essiggurken zu Fächern aufschneid und ihr den Imbiss auf einem Holzbrett servierte.

„Notfalls könntest du auch als Kellner arbeiten“, sagte sie. „Du würdest ein Vermögen an Trinkgeldern kassieren.“

Er lachte. „Wenn ich nackt wäre, so wie jetzt, garantiert.“

Gierig griff sie nach einem der Brote und biss mit großem Appetit hinein. „Hmm ... hast du eigentlich niemals Angst?“, fragte sie kauend.

„Wovor?“ Er sah sie verwundert an.

„Davor, dass wir bestraft werden für unsere Liebe.“

„Bestraft?“

„Ja. Denn jedes Glück hat seinen Preis ...“

1

München, 7. Mai 2015

Moon nahm den zartrosa Karton in Empfang, bezahlte den Boten und geizte nicht mit Trinkgeld. Seit sie selbst lange Zeit für einen Hungerlohn hatte schufteln müssen, war sie großzügig, wann immer es ihre Mittel erlaubten. Aber wohin jetzt mit der kostbaren Lieferung in dem vor-

herrschenden Chaos? Am besten in den Kühlschrank! Sollte die Temperatur tatsächlich wie vorhergesagt steigen, war er der sicherste Ort für die empfindliche Köstlichkeit.

Zu gern hätte sie sogleich ein Stück davon verspeist oder zumindest eine der Marzipanrosen genascht. Wie 1949, als sie und Lore ihren gemeinsamen vierten Geburtstag gefeiert hatten. Vieles aus ihrer entbehrungsreichen Kindheit hatte sie erfolgreich verdrängt oder völlig vergessen. Doch an diesen einen Tag erinnerte sie sich noch sehr deutlich. Aber welches Kind, das in den ersten Lebensjahren mehr gehungert als sich satt gegessen hatte, würde je den Moment vergessen, in dem es das erste Mal ein Traumgebilde aus Buttercreme erblickt hatte? Ein Konditorenwerk aus köstlicher, fetter Creme, die sich in geschwungenen Ranken um den Tortenrand wand und deren rosettenartige Kringel von kandierten Kirschen gekrönt waren. Noch heute spürte sie den unvergleichlich zarten Schmelz auf der Zunge, der nach Überleben geschmeckt hatte. Seit damals konnte sie keinem noch so mächtigen Gebäck widerstehen. Aber sie würde sich beherrschen. Sie wollte die Geburtstagstorte mit Lore anschneiden. Das war über die Jahrzehnte zu einem festen Ritual geworden. Neben der unvermeidlichen Frage, ob Lore wieder nur ein Ministück essen würde, aus Angst zuzunehmen, gehörte auch das gemeinsame Auspusten der Kerzen dazu sowie die Beschwörungsformel „Glück

und Glas, wie leicht bricht das“, die sich leider viel zu häufig in ihrem Leben bewahrheitet hatte.

Die Torte war sicher verstaut, als das antike schwarze Bakelit-Telefon läutete. Das schrille Geräusch drang wie eine Stimme aus der Vergangenheit in Moons Erinnerungen. Beinahe schmerzhaft laut hallte es durch die hundertzwanzig Quadratmeter große Vier-Zimmer-Altbauwohnung. Vor Kurzem erst war sie in ihre Heimatstadt München zurückgekehrt und hier eingezogen. Den antiquierten Apparat hatte sie mit einigen Möbeln übernommen, aber nicht damit gerechnet, dass er noch angeschlossen wäre. Ihr konnte der Anruf nicht gelten, denn außer Lore wusste niemand, dass sie hier eingezogen war, und die besaß nur ihre Handynummer.

Moon hetzte in den Flur, wo der Apparat auf dem Sideboard stand, und meldete sich mit „Neubauer“.

„Hallo, mein Name ist Walter Tanner, ich bin Galerist und betreue sämtliche Werke des Künstlers ...“ In schnellem, amerikanisch gefärbtem Deutsch erklärte er sein Anliegen. Er schien anzunehmen, sie wüsste, weshalb er anrief.

„Tut mir leid, Sie haben sich wohl verwählt“, sagte sie, als es ihr endlich gelang, seinen Redeschwall zu unterbrechen. „Ich bin erst vor wenigen Tagen hier eingezogen und hatte noch keine Zeit, den Anschluss umzumelden.“

„Nein, nein, wenn Sie Frau Neubauer sind, habe ich die richtige Nummer gewählt“, entgegnete er und erklärte,

nun etwas langsamer: „Es handelt sich um das Testament von Sky, und es wäre wichtig, dass wir uns baldmöglichst treffen.“

„Ich bedaure außerordentlich“, sagte sie und gab ausweichend das Umzugschaos als Grund an. „Zudem erwarte ich Handwerker, und Sie können sich vermutlich vorstellen, dass ich die Termine nicht absagen möchte. Aber nächste Woche sehr gerne.“

„Natürlich verstehe ich Ihre Situation“, entgegnete er. „Doch die Angelegenheit ist wirklich dringend, auch in Ihrem Interesse. Es dauert höchstens eine halbe Stunde.“

„Nun ... wenn das so ist“, antwortete Moon zögernd „Dann würde ich Sie um eine Telefonnummer bitten, unter der ich Sie erreichen kann. Sobald die Reparaturen erledigt wurden, melde ich mich. In etwa zwei Stunden.“

Ausgerechnet für heute hatte sich der Telefentechniker angekündigt, um einen zeitgemäßen digitalen Anschluss zu installieren. Und der Installateur hatte versprochen, die maroden Wasserhähne im Bad zu reparieren, aus denen das Wasser nur tröpfelte. Momentan gab es lediglich in der Küche fließend warmes Wasser. Zwischen den beiden Terminen hatte sie weiter auspacken wollen, um die chaotischen Räume in ein vorzeigbares Zuhause zu gestalten, bevor sie sich den finalen Vorbereitungen für die Geburtstagsfeier widmen wollte. Schwierig, in dem engen Zeitplan Raum für einen weiteren Termin zu finden. Auch wenn sie neugierig war. Nach all den Geschehnissen und

den darauffolgenden Jahrzehnten der Funkstille hatte Sky sie in seinem Testament bedacht! Immer noch fassungslos beäugte sie sich in dem halbblinden Spiegel über der Kommode. Eine alte Frau blickte ihr entgegen. Ihr Porzellan-eint war für eine Siebzugjährige noch relativ makellos, dennoch nicht von Falten verschont geblieben. Ihr ehemals kupferfarbenes Haar fiel wie eh und je in wild gelockter Fülle über die Schultern, war aber längst silbergrau geworden. Sie war schlank geblieben, und die beim Umzug wiedergefundene, dreißig Jahre alte Jeans passte noch. Seit sie zu den „Silberellas“ gehörte, wie ihr guter Freund Karl Grauhaarige immer genannt hatte, bevorzugte sie farbenfrohe Kleidung wie den sonnengelben Baumwollpulli, den sie heute trug. Eine Lage unterschiedlich langer Silberketten mit Anhängern diente als Ersatz für die schmerzlich vermissten Zigaretten, wenn sie mal wieder nicht wusste, wohin mit den Händen. Auf Makeup verzichtete sie, seit sie nicht mehr vor der Kamera stand. Manchmal benutzte sie einen kräftigen Lippenstift, und zu besonderen Gelegenheiten betonte sie ihre Augen mit Wimperntusche. Aber weder Schminke noch teure Cremes vermochten die Spuren eines ereignisreichen Lebens zu kaschieren. Siebzug Jahre waren eine sehr, sehr lange Zeit.

Zusammen mit ihrer besten Freundin Lore feierte sie heute den Einhundertvierzigsten. Schade, dass sie nicht ebenso viele Kerzen auf die Torte stecken konnten. Sie

würden einem kleinen Fackelzug gleichen. Lore, die Realistische, würde sagen: „So viele Kerzen haben auf einem normalgroßen Kuchen gar keinen Platz. Und die erste Flamme wäre mit Sicherheit verloschen, wenn die letzte Kerze brennen würde.“ Eine für jedes Jahrzehnt musste genügen, auch wenn das Moons Ansicht nach ein mickriger Ersatz war für all die erfüllten, schwierig-schönen Jahre, die sie beide seit jenen Tagen im Mai 1945 verband.

2

München, 7. Mai 1945

Elsa vergaß den ziehenden Schmerz im Rücken für einen Atemzug, als Veronika in die Großküche stürmte.

„Der Krieg ist aus!“, jubelte die Chefköchin der Frauenklinik in der Maistraße. „Hoffentlich erhalten wir jetzt wieder ausreichend Nahrungsmittel, um den Kranken stärkende Mahlzeiten zubereiten zu können.“

Elsa hingegen hoffte, endlich wieder ruhig schlafen zu können, keine Nächte mehr in Schutzkellern ausharren zu müssen und ein gesundes Kind zu gebären. Auch wenn sie diesem Tag voller Angst entgegensah.

„Die deutschen Streitkräfte haben heute bedingungslos kapituliert“, berichtete Veronika weiter. „Und auf dem

Marienplatz sitzen unsere 'freundlichen Feinde' in ihren Jeeps und verteilen Schokolade.“

Elsa wusste bereits, dass am 30. April 1945 amerikanische Panzer durch München gerollt waren. Und dass am heutigen Tag die bedingungslose Kapitulation der deutschen Wehrmacht im Obersten Hauptquartier der Alliierten Expeditionstreitkräfte in Reims unterzeichnet werden sollte. In der ersten Woche nach dem sich abzeichnenden Kriegsende hatte sich die Bevölkerung noch zurückgehalten mit Jubelrufen. Zu lange hatte der grausame Krieg gedauert, und wie Elsa hatte kaum jemand geglaubt, dass es mit dem Hunger, der Angst ums nackte Leben und der ungewissen Zukunft tatsächlich vorbei wäre. Doch jeder Tag, der ohne Sirenengeheul verstrich, und jede Nacht, die die Menschen im eigenen Bett verbringen durften, ließ sie mehr und mehr an den Frieden glauben. Tage, an denen keine Bomben fielen, an denen die eigene Wohnung unversehrt blieb, schürten die Hoffnung auf ein normales Leben. Auf ein Leben, in dem jeder wieder seiner Arbeit nachgehen, Pläne schmieden und eine Familie gründen konnte. An solchen Tagen begann sie wie alle Menschen um sie herum von einer besseren Zukunft zu träumen.

Elsa zog die Hände aus dem Spülwasser und wischte sich eine Locke ihres dunklen Haars aus dem Gesicht, die unter dem Häubchen hervorgerutscht war. Sie wäre am liebsten sofort zum Marienplatz gerannt, um sich selbst von der unglaublichen Neuigkeit zu überzeugen. Doch es

war bald soweit, das spürte sie an den stärker werdenden Wehen, und sie durfte die Klinik nicht verlassen.

„Es sind die Amis“, sagte Gerlinde, eine ledige Spülerin, die wie Elsa in der Klinikküche arbeitete. „Schwarze Männer sind auch dabei. Wenn sie lachen, sieht man ihre schneeweißen Zähne.“

Gerlinde war wie Elsa eine „Hausschwangere“ und diente als Anschauungs- und Studienobjekt für Studenten und Hebammenschülerinnen. Dazu wurden sie einige Wochen vor der Entbindung in die Klinik aufgenommen, bekamen regelmäßig zu essen und hatten ein Dach über dem Kopf. Als Gegenleistung entrichteten sie bis zur Entbindung leichtere Arbeiten in der Küche, der Näherei oder der Wäscherei – und mussten ihre Kinder vor Gaffern auf die Welt bringen. Für unverheiratete oder auch ausgebombte, mittellose Frauen ohne Familie und ohne Krankenversicherung war dies die einzige Möglichkeit, nicht zwischen brennenden Trümmern gebären und das Neugeborene in Lumpen hüllen zu müssen.

Elsa hatte nach dem Tod ihres drei Monate alten Sohnes im Sommer 1942 so sehr auf neuen Nachwuchs gehofft. Im Oktober 1944, als ihr Mann Erich nach einer verheilten Verletzung wieder „kriegsverwendungsfähig“ geschrieben wurde und zurück an die Ostfront musste, hatte sie gespürt, dass sich ihre Hoffnungen erfüllten. Anfang Dezember war dann ihre Zweizimmerwohnung nahe dem Schlachthof, wo Erich in Friedenszeiten gearbeitet hatte,

vollkommen zerstört worden. Zu der Zeit verlor sie auch ihre Stelle als Schneiderin. Danach hatte sie den Haushalt der wohlhabenden Frau von Pöcking versorgt, die sich ihrer erbarmt und sie beim Eingemachten in der Speisekammer hatte schlafen lassen. Doch Ende März war auch dieses Haus den Bomben zum Opfer gefallen und die Frau Gräfin dabei ums Leben gekommen. Die Gnädige hatte unter dem Jaulen des Voralarms Pelze und Schmuck zusammengerafft, es aber nicht mehr in den Schutzraum geschafft. Mit den nutzlosen Wertsachen in den Armen war sie von herabfallenden Trümmern erschlagen worden.

Verstört war Elsa nach dem Bombenangriff mit ihrem Notkoffer und dem alten Kinderwagen aus dem Luftschutzkeller gekrochen. Getrieben vom Überlebensinstinkt, hatte sie, ohne nachzudenken, zwischen den brennenden Ruinen nach Essen gesucht und lediglich ein unversehrtes Weckglas mit Erdbeeren gefunden. In diesem Moment hatte sie ihr Kind gespürt. Es wollte leben. Auch Elsa wollte weiterleben. Diesen grausamen Krieg überleben. Aber es war ein bitterkalter Frühling, und in ihrem Zustand mit nichts als einem Glas eingemachter Erdbeeren auf der Straße leben zu müssen, hätte es den Tod bedeuten können. Weinend war sie an unzähligen Leichen vorbei über vom Feuer aufgeweichte, streckenweise glühend heiße Teerstraßen gelaufen, nicht wissend, wohin. Irgendwann hatte sie sich an einen Zeitungsbericht über die Frauenklinik in der Maistraße erinnert und

sich mit letzter Kraft dorthingeschleppt. Doch der Krieg hatte auch das Krankenhaus nicht verschont. Sämtliche Fensterscheiben waren durch den Druck der Bombenriffe zersplittert und notdürftig mit Pappe oder Decken verhängt, während vom Dach nur noch Fragmente zu erkennen waren. Es war ihr wie ein Wunder erschienen, dass sie nicht abgewiesen worden war. Erleichtert hatte sie die ebenso peinlichen wie schmerzhaften Untersuchungen durchgestanden, an ihr Kind gedacht und die Zähne zusammengebissen.

Jetzt spürte sie wieder ein starkes Ziehen im Rücken. Es war eine sehr heftige Kontraktion, und es fühlte sich so an, als wollte ihr Kind im nächsten Augenblick auf die Welt kommen. Auf eine Welt in Trümmern. In die Arme einer Mutter, die nicht einmal ein ordentliches Paar Schuhe besaß. An ihren Füßen steckten ein ramponierter brauner Halbschuh, der ausgetreten war, und ein etwas besserer schwarzer Schnürschuh, der zu klein war und bei jedem Schritt höllisch schmerzte.

„Trödel nicht, Elsa, die Teller spülen sich nicht von allein“, mahnte die Chefköchin ungeduldig und musterte sie gleichzeitig mit prüfendem Blick. „Oder bist schon so weit?“ Sie war eine aufmerksame Beobachterin, der offensichtlich nicht entgangen war, dass Elsa sich den Rücken rieb. „Hast du schon Wehen? Soll ich die Hebamme rufen?“

„Nein, nein, es ist noch lang nicht so weit“, versicherte Elsa eilig und schüttelte den Kopf. „Ich muss nur dringend

aufs Klo.“ Das war gelogen und auch wieder nicht. Die Wehen waren in den letzten Stunden stärker geworden und kamen in immer kürzeren Abständen. Es dauerte nicht mehr lange, das wusste sie von der ersten Geburt. Nur mit allergrößter Anstrengung war es ihr gelungen, während der Arbeitszeit darüber hinwegzuatmen und nicht laut aufzustöhnen.

„Dann verschwinde“, sagte die Köchin, die ein mitfühlendes Herz für die bedauernswerten Hausschwangeren hatte.

Elsa bedankte sich und lief, so schnell die ungleichen Schuhe es zuließen, aus der Küche. Die Bewegung tat ihr gut, die Wehen wurden etwas erträglicher. Der Druck auf die Blase nicht. Sie musste eine Toilette finden. Sofort. Danach würde sie sich überlegen, was sie tun wollte. Aber auf keinen Fall würde sie sich im Zimmer der Hausschwangeren in ihr Bett legen, um sich ein wenig auszuruhen. Dort wurde kontrolliert, und die Hebammen ließen sich nicht täuschen. Sie würden nachsehen, wie weit der Muttermund geöffnet war, und wissen, wann es so weit sein würde. Das bedeutete die sofortige Verlegung in den Hörsaal, zu den Gaffern.

Keuchend schleppte sich Elsa die endlosen Flure entlang, ängstlich darauf bedacht, sich nicht an den zersplitterten Fensterscheiben zu verletzen. Die fensterlosen Gänge wiederum waren dicht belegt mit vor sich hin dämmernden Kranken und wimmernden Verwundeten, die

sie wegen ihres weißen Kittels für eine Krankenschwester hielten und hilfeschend die Hände nach ihr ausstreckten.

Endlich fand sie eine Toilette, in der sich niemand aufhielt. Aufatmend streichelte sie über den hart gewordenen Bauch und flüsterte: „Du bist ein Glückskind.“ Nachdem sie sich erleichtert hatte, wusch sie sich überall gründlich, so gut es über dem Waschbecken möglich war. Noch während sie ihr glühend heißes Gesicht mit kaltem Wasser kühlte, beschloss sie, ihr Kind lieber allein auf die Welt zu bringen, als sich mit gespreizten Beinen vor die Hebammenschülerinnen und Studenten zu legen. Die vielen Untersuchungen in den vergangenen Wochen, die bohrenden Blicke und ungeschickten Hände der Anfänger waren demütigend genug gewesen. Es war ihre zweite Geburt, irgendwie würde sie es schon schaffen. Sie musste nur einen Ort finden, wo sie liegen konnte. Vielleicht in einer der Kammern, wo Putzmittel und Wäsche aufbewahrt wurden. Darin fände sie bestimmt auch ein sauberes Leintuch, um das Neugeborene einzuwickeln. Wenn alles vorbei war, würde sie behaupten, es sei eine Sturzgeburt gewesen. Eine solche hatte sie zu Hause auf dem Bauernhof einmal bei einer Magd miterlebt. Wenn nötig, konnte sie alle Einzelheiten dazu liefern.

Bevor sie die Toilette verließ, nahm sie das Kopftuch ab und zog die Schürze aus, um nicht von einer der Schwestern als Küchenhilfe erkannt zu werden. Sie wickelte beides zu einem Paken zusammen und hastete weiter. Aber

so weit sie auch lief, sie fand keinen Wirtschaftsraum. Sie hätte nicht sagen können, wie lange sie sich schon durch die endlosen Gänge und verschiedenen Stockwerke schleppte. Der inzwischen eingetretenen Dämmerung nach zu schließen war sie den halben Nachmittag unterwegs gewesen. Ihr Blick irrte durch den leeren Flur vor ihr. Hier standen keine Betten, sie schien sich auf die Privatstation verirrt zu haben.

Eine besonders starke Wehe ließ Elsa aufstöhnen. Mit aller Kraft stemmte sie sich gegen die Wand, doch vergebens. Der übermächtige Schmerz ließ sie leise wimmernd auf den Fußboden sinken. Wenn jetzt jemand vorbeikäme, wäre ihr Versteckspiel umsonst gewesen. Hechelnd erduldet sie den sich ausbreitenden Schmerz. Die Wehe ebte genau in dem Moment ab, als sie Stimmen vernahm. Männerstimmen. Mühsam rappelte sie sich auf, presste das Kittelpäckchen vor den steinharten Bauch und zwang sich zu einem möglichst normalen Schrittempo. Die Stimmen kamen näher. Schemenhaft erkannte sie zwei Männer in hellen Kitteln. Es mussten Ärzte oder Pfleger sein. Auf jeden Fall bedeuteten sie Gefahr, aber weit und breit war keine Abzweigung, die sie hätte nehmen können. Der einzige Ausweg war die Flucht in eines der Krankenzimmer. Um diese Zeit schliefen die meisten Patienten bereits, vielleicht konnte sie sich irgendwo leise hineinschleichen und dort für ein paar Minuten verstecken. Das nächste rettende Zimmer war nur einen Schritt entfernt. Vorsichtig drückte sie die Klinke nach unten, öffnete die Tür und spähte hin-

ein. Sie sah nur zwei Betten, eines am Fenster, das andere dicht an der Tür. Sie war tatsächlich auf der Privatstation. Darauf konnte sie jetzt allerdings keine Rücksicht nehmen, denn die Männer kamen näher. Auf Zehenspitzen schlüpfte sie in den Raum und schloss die Tür so sachte wie möglich.

„Schwester?“

Elsa fuhr herum und blinzelte in das plötzlich aufflackernde Licht. Eine junge blonde Frau lag in den weißen Kissen und starrte sie aus großen blauen Augen an.

„Entschuldigung ...“, hauchte Elsa.

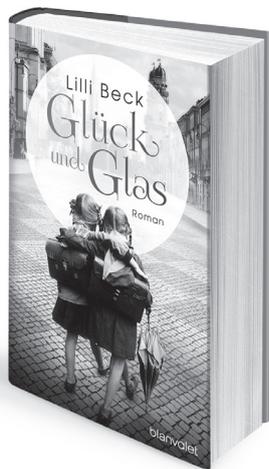
Die Stimmen auf dem Flur waren nun ganz deutlich. Die Männer mussten sich direkt vor der Tür unterhalten.

„Bitte, verraten Sie mich nicht“, flehte Elsa verzweifelt und legte eine Hand auf ihren Leib. „Ich muss mich verstecken ...“ Die nächste Wehe unterbrach ihre Erklärung. Sie biss sich in die Hand, um nicht laut aufzustöhnen.

Die Frau starrte Elsas an und flüsterte: „Dort“, und wies mit der Hand auf das leere Bett am Fenster.

Es klopfte. Ihre Retterin löschte das Licht. Elsa schaffte es gerade noch, sich auf den Boden zu legen und unter das Bett zu kriechen. Unbeweglich lag sie da, wagte kaum zu atmen oder sich auch nur einen Zentimeter zu bewegen. Da wurde die Tür auch schon geöffnet, jemand brummelte: „Und?“, eine andere Stimme entgegnete leise: „Alles ruhig“, worauf sich die Tür wieder schloss.

Lesen Sie weiter ...



Lilli Beck
Glück und Glas
Roman. 512 Seiten
€ 19,99 [D] / € 20,60 [A] / CHF 26,90*
[*empf. VK-Preis]
ISBN 978-3-7645-0543-1

 Auch als E-Book, erhältlich.
ISBN 978-3-641-17124-7

Ab **24.08.2015** überall,
wo es Bücher gibt.

© 2015 Originalausgabe by Blanvalet Verlag, München, in der Verlagsgruppe
Random House GmbH

Gestaltung: © Minkmar Werbeagentur, München, www.minkmar.de
Umschlagmotiv: © www.buerosued.de unter Verwendung von Dr. Paul Wolff & Trischler;
LOOK-foto/Franz Marc Frei

Weitere Informationen zum Buch finden Sie auf www.blanvalet.de
Besuchen Sie uns auch auf  

»ZUM Schwärmen SCHÖN ...
Vintage-Style SPRÜHT
AUS JEDER SEITE.« *Elle*



Roman. 640 Seiten
€ 19,99 [D] / € 20,60 [A] / CHF 26,90*
[*empf. VK-Preis]
ISBN 978-3-7645-0505-9

 Auch als E-Book
erhältlich



Glück und Glas, wie leicht bricht das?

Im 7. Mai 1945 werden Marion und Hannelore in der Frauenklinik in der Münchner Maistraße geboren. Obwohl sie aus ganz unterschiedlichen Verhältnissen stammen, wachsen sie wie Schwestern auf und sind unzertrennlich. Doch als Marion sich an ihrem zweiundzwanzigsten Geburtstag verliebt, zerbricht ihre Freundschaft. Während der Kalte Krieg immer mehr eskaliert, die Studenten auf die Straße gehen und die ersten Kommunen entstehen, trennen sich ihre Wege endgültig. Die widerspenstige Marion wird Fotomodel, hat großen Erfolg im Beruf, aber kein Glück in der Liebe. Hannelore studiert Jura, um Anwältin zu werden, doch das Leben hat andere Pläne mit ihr. Jahrzehnte später, am 7. Mai 2015, wollen sie ihren siebzigsten Geburtstag zusammen feiern – doch kann die Zeit alle Wunden heilen?